

# Literaturblatt.

„Stirb und werde.“

Ein Lebensbuch André Gides

(Zum sechzigsten Geburtstag Gides.)

Von Erwin Neger.

„Ich möchte mich keineswegs tugendhafter malen, als ich bin: Ich habe den Ruhm leidenschaftlich ersehnt. Aber es kam mir bald zum Bewußtsein, daß der Erfolg in seiner üblichen Form nur eine elende Verfälschung des Ruhmes ist. Ich will aus wahrer Gefühl geliebt sein und nicht aus Mißverständnis. . . . Es liegt mir daran, das wahre Verdienst meiner Leistung kennen zu lernen, und mit künstlerischem Vorbeurtheil ich nichts anzutagen.“

Dieses stolze Wort André Gides ist seinem Bekanntheitsbuch „Stirb und werde“ entnommen; es ist der Schlüssel zu seiner künstlerischen Erscheinung. Denn in der Tat: Er hat stets den seltenen Gang bewiesen, sich dem äußeren Erfolg zu entziehen, und doch gelang es ihm, abseits vom literarischen Markt in beharrlicher Arbeit nur für einen engen Kreis Auserwählter schaffend, in vier Jahrzehnten ein Lebenswerk aufzubauen, das den Sechzigjährigen nun in die vorderste Reihe der europäischen Schriftsteller unserer Zeit rückt. Jenes Wort erklärt aber zugleich auch den Sinn, den die Veröffentlichung dieser Selbstbiographie für ihn hatte, deren Erscheinen unter dem Titel „Si le grain ne meurt . . .“ vor etlichen Jahren in Frankreich ungeheuerstes Aufsehen hervorrief. Einzigartiger Fall allerdings in der europäischen Dichtung unserer Tage: Auf der Höhe jenes endlich errungenen Ruhmes und in einem Alter, da die meisten Kunstgenossen vorsichtig werden und sich für die Unsterblichkeit heroisch zu drapieren beginnen, wagt es Gide, mit rücksichtsloser Offenheit Rechenhaft abzulegen über sein Dasein, das durchaus jenseits des Allgemeingültigen verlief. Anknüpfend an das Apostelwort vom Weizenkorn: das in der Erde ersterben muß, um viel Frucht zu tragen, schließt er sich zu solch kühnem Unterfangen, wohl wissend, wie sehr es ihm schaden werde, aber befehen von jenem tiefen Haß gegen jedes Verstecken- und Verheimlichen-müssen, der ihm alle Art von Verstellung nur als provisorische Schutzmaßregel erträglich scheinen läßt. Dieser Ruhm, er ist ihm das erwünschte Mittel, durch vorbehaltsloses Bekennnis seine geistige Freiheit, die er über alles schätzt, wirkungsvoll zu beweisen. Wie er wuchs, indem er sich wandelte, wie er sich fand, indem er sich aufgab, davon handelt dieses Buch. Das „Stirb und werde“ Goethes aber hat der Uebersetzer mit klugem Bedacht der deutschen Ausgabe des entscheidenden Werkes als Titel vorangestellt.

Als kleiner Knabe, erzählt André Gide, habe er besonders gern mit einem Kaleidioskop gespielt: Der wechselnde Anblick der bunten Glasstücke zwischen den Spiegeln versetzte ihn, so versichert er, in unbeschreibliches Entzücken. Zufällig, wie diese Glasstücke, scheinen nun aber auch die Ereignisse und die Gestalten in den ersten (und schönsten) Kapiteln von „Stirb und werde“ angeordnet. Gide nimmt

die Erinnerungen, wie sie sich ihm bieten, er fühlt sich, nach eigenem Ausdruck, verloren, wenn er sich zu chronologischer Reihenfolge zwingen soll, und es liegt ihm fern, die „leeren Kammern seines Gedächtnisses zu möblieren“. Aber gerade aus dem Mosaikhaften dieser Erinnerungen ergibt sich ein erstaunlich vollständiges, erstaunlich lebendiges Gesamtbild.

Es ist die Welt des puritanischen französischen Großbürgertums protestantischen Glaubens, die, in Paris zentriert, einerseits in der Normandie, und zwar in Rouen und auf mannigfachen Landgütern, andererseits in der südfranzösischen Stadt Uzès ihre Wurzeln hat. Gelehrte und Industrielle — das sind die Väter und Vorfäter schon seit Generationen, und ein so selbstischer Wohlstand herrscht in diesem durchaus bourgeoisen Milieu, daß der junge Gide sich kaum in die Lage von jemand hineinzuversetzen vermag, der sich sein Brot selbst verdienen muß. Gestalten gewinnen vor diesem sozialen Hintergrund allmählich plastische Form: der frühverstorbene Vater, Professor an der juristischen Fakultät in Paris; die Mutter, eine edle, keiner niederen Regung fähige, bloß ein wenig allzu doktrinaire Natur; die uralte Großmutter in Uzès; die Cousine Emmanuèle, die später Gides Frau werden sollte; der Vetter Albert Demarest, der einzig künstlerisch Veranlagte unter den Verwandten. Aber da sind auch die anderen Mitglieder dieser weitverzweigten Familie, da sind die Professoren und die Klavierlehrer, die Schulkollegen, da ist das Gesinde. Und da ist nicht zuletzt die schweizerische Bonne Marie, da ist schließlich Anna Shackleton, einst englische Gouvernante der Mutter, später dann aber der personifizierte gute Geist des Hauses, in ihren reinen Kontakten eine der unvergesslichsten Figuren des Buches. Bloß Marcel Proust noch ist es in letzter Zeit innerhalb des französischen Schrifttums mit gleicher Meisterschaft gelungen, eine ähnliche Welt mit ihren verschiedenen Milieus in seinem großen Romanzyklus „A la recherche du temps perdu“ lebendig zu machen. Nur daß bei Proust alles ins Breite, ja oft ins Uferlose zerfließt, während bei Gide stets der Wille zu höchster Konzentration und Knappheit waltet. Mit derselben Suggestivkraft aber fängt auch er unser Interesse an der Welt seiner Kindheit ein, so zwar, daß wir es schließlich beinahe bedauern, wenn er, herangewachsen und schon Autor seines ersten Buches „Les Cahiers d'André Walter“, in die Welt der Zelebriitäten tritt, wenn nun Mallarmé und sein Kreis, Oscar Wilde mit Lord Alfred Douglas, ebenso fein gesehen, ebenso meisterhaft gezeichnet, aber uns doch auch schon von anderer Seite her bekannt, auf der Bühne solch reichen Lebens erscheinen. Mit Reisen nach Algerien, durch Italien und in die Schweiz, mit dem erschütternd geschilderten Tode der Mutter, mit der Verlobung Gides schließt dieser ernste und vorläufig einzige Band eines Werkes, das der mit Spannung erwarteten Ergänzung harret.

Aber das Wichtigste an diesem unvergleichlichen Werk ist freilich das Selbstporträt, das sein Autor darin entwirft: Wer André Gide als Mensch und Künstler in der ganzen Ruanciertheit seines Wesens kennen lernen will, der findet ihn hier wie in keinem seiner anderen Bücher beschloffen. Wie jeder echte, jeder große Dichter ist auch er vor allem in sein eigenes Leben verliebt, und welche Zeit erschien wohl dem Biographen seiner selbst interessanter als die Kindheit, da sich, lange vor dem Start zum großen Lebenskampf um den

Ruhm, der Genius kaum erst leise zu regen beginnt? Wundervoll hat Gide das allmähliche Erwachen des Genius aus seinem larvenhaften Zustand geschildert, und ganz besonders reizvoll bewährt sich dabei seine Methode einer nicht bloß referierenden, sondern zugleich auch kritischen Analyse, die den Bericht gleichsam vor den Augen des Lesers eben erst entstehen läßt. Alles erfahren wir von diesem sonderbar schüchternen, aber doch so leidenschaftlichen, diegem im tiefsten einsamen Kinde: seine Neigungen, seine Spiele, selbst das, was Gide seine „üble Gewohnheit“ nennt. Ja, schon damals macht sich in ihm jenes kontradiktorische Wesen fühlbar, insobedessen alles in ihm sich bekämpft und widerspricht, das protestantische und das heidnische Element seines seelischen Habitus, ein Gegensatz, den vielleicht die Mischung normannischen und südfrenzösischen Blutes in ihm erklärt. Nicht so interessant und wichtig ist daher der äußere Bildungsgang, der, trotz aller durch Krankheit bedingten Zerrissenheit, auf genauer Kenntnis der Alten fußend, allmählich das ganze europäische Geistesleben umschließt (und in dem neben Dickens und Dostojewski vor allem auch Heine, Schopenhauer und Nietzsche entscheidende Rollen spielen), als vielmehr die schrittweise Erkenntnis und Auslegung der Gesetze der eigenen Seele. Fröh erfaßte Gide seine fundamentale Unfähigkeit, die Ansprüche des Geistes mit jenen der Sinne zu vermengen und einen Einklang außerhalb des Kunstwerkes zu erzielen, aber erst in Nordafrika, das so für ihn, genau wie Italien für Platen, das Land erfüllter Sehnsucht wird, gelingt es ihm, die Formel seines Lebens zu finden. Dann was immer man ihm, besonders seit dem Erscheinen von „Stirb und werde“ in sittlicher Hinsicht zum Vorwurf machen kann: kaum je wurde wie in diesem Leben um eine neue, eine persönliche Moral, um ihre Rechtfertigung durch legitime Formeln und Vernunftsgründe gerungen, kaum je aber auch hat sich ein Dichter unserer Tage einen höheren Begriff von der Frau gemacht: Wenn Gide sich, nach den gewagten Episoden der algerischen Reise, schließlich mit Emmanuèle verlobt, so ist sie für ihn der Inbegriff einer Tugend, der die Härlichkeit seines ganzen Lebens gelten soll, ja er nennt sie geradezu den Himmel, den seine unerfüllliche Hölle freit. . . .

„C'est avec de beaux sentiments qu'on fait de la mauvaise littérature“ hat er einmal in seinem Gang zum Paradoxon temperamentvoll erklärt; und sicher steckt ein Körnchen Wahrheit in solcher Behauptung. Vielleicht ist aber doch eine kleine Variation dieses grausamen Wortes unerlässlich: Mit ausschließlich edlen Gefühlen macht man keine gute Literatur. Solche Ausschließlichkeit läßt sich bei André Gide allerdings nicht befürchten. Seit dem Tage, da er seine Sendung, seine Berufung erkannte, wurde er durch eine geistige Labilität stets davor bewahrt, sich festzusetzen, was heißt zu erstarren. Sein Weg als Künstler führte vom Einzelnen ins Allgemeine, vom Abstrakten ins Reale und ändert im Zeichen unablässiger Verwandlung. Ja, heute noch existiert Gide seine alte Vorliebe für die Antithese und eine Lebensneugier, dank der allein ein Dichter nicht altert. Aber dieses gereicht ihm fraglos zu höchster Ehre: Selbst seine abwegigsten Gefühle noch, die man gemeiniglich brandmarkt, hat er zu herrlicher, zu unvergänglicher Dichtung geläutert.

Nun endlich tritt er, auf den schon vor einem Jahrzehnt Ernst Robert Curtius in seiner „Wegbereiter“ mit Nachdruck hinwies, in würdiger Form auch vor die deutschen Leser. In vorbildlicher Art bereitet die Deutsche Verlagsanstalt (Stuttgart) eine Gesamtausgabe vor: Hier könnten alle jene, die sich oft nur allzu dilettantisch mit dem Problem der Uebersetzung befassen, endlich einmal erlernen, wie man es richtig macht. Aus anderen Verlagen, wo sie bisher verstreut erschienen sind und daher nicht die ihnen gebührende Beachtung finden konnten, wurden „Der Immoralist“, „Die Pastoral-Symphonie“, „Balbus“, „Der schlechtgefesselte Prometheus“, das Schauspiel „Saul“ und „Die Rückkehr des verlorenen Sohnes“, in der Uebersetzung von Rilke, übernommen. Nun aber ist ein Stab trefflicher Uebersetzer am Werk, um das Fehlende nach allen Seiten hin auszubauen. Der Roman „Die Falschmünzer“ und sein Kommentar „Tagebuch der Falschmünzer“, in der ausgezeichneten Verdeutschung Ferdinand Hardekopfs, sind bereits erschienen; und soeben kam, neben „Stirb und werde“ Gides letztes Buch, eine Erzählung „Die Schule der Frauen“, heraus. An „Stirb und werde“ aber hat sich abermals Hardekopfs Einfühlungsgabe glänzend bewährt. Abgesehen von ein paar stilistischen Saurilitäten, denen Gides Originaldiktation keinerlei Unterlage bietet, ist diese Uebersetzung in der Tat schließlich als ein Meisterwerk zu loben und zu bewundern.